

ANGELA THIRKELL
Tea Time bei Mrs. Morland

ANGELA THIRKELL


*Tea Time bei
Mrs. Morland*

Roman

Aus dem Englischen
von Thomas Stegers

MANHATTAN

Die Originalausgabe erschien 1933 unter dem Titel
»High Rising« bei Hamish Hamilton Ltd., wiederveröffentlicht
2012 bei Virago Press, London.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer Papier St. Pölten, Austria.

Manhattan Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe

The Estate of Angela Thirkell 1933

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher

Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München

Umschlaggestaltung und Konzeption: Buxdesign / München

mit einer Illustration von Natascha Römer /die KLEINERT

unter Verwendung der Originalgestaltung

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-54743-2

www.manhattan-verlag.de

Die Preisverleihung

Die Frau des Rektors drehte sich zu Mrs. Morland in der Reihe hinter ihr um.

»Warum sammeln sich auf unseren Schulen die großen Jungen anscheinend immer in den unteren Klassen und die kleinen in den höheren?«, sagte sie nachdenklich. »Alle Preisträger aus der Unterstufe sind hoch aufgeschossen und normal entwickelt, die aus der Oberstufe dagegen sehen aus wie Siebenjährige, und zu kurz geraten sind sie auch. Schau dir nur den Jungen aus der achten Klasse an, der die Stufen zum Podest emporsteigt.«

Mrs. Morland sah nach vorne zum Podest, auf dem der Rektor, flankiert von zwei Hilfslehrern in notdürftigen Talaren, hinter einem Tisch mit rasch schwindenden Büchertürmen stand. Ein bebrillter Wicht nahm gerade seine Preise entgegen.

»Den da meine ich. Wesendonck«, sagte die Frau des Rektors. »Wie kann man einen Jungen nur mit diesem Namen zur Schule schicken? Dabei ist er so ein liebes Kind. Hoffentlich bekommt er all seine Preise allein weggetragen. Ich sage immer zu Bill, warum schnürt ihr die Bücher nicht praktischerweise zu einem Paket zusammen. Dem armen Bill ist wegen einer schweren Erkältung und dem vie-

len Reden heute fast die Stimme weggeblieben. Hoffentlich steht er diese Prozedur durch.«

Im selben Moment glitten Master Wesendonck die überreichten Bücher aus den Händen. Erst noch wild mit ihnen jonglierend, fielen sie gleich darauf zur unbändigen Freude der etwa zweihundert Schüler in alle Richtungen polternd zu Boden. Ein Schwarm Klassenlehrer eilte zu Hilfe und sammelte, auf allen vieren kriechend, die Bücher ein. Master Wesendonck, in sagenhafter Geistesgegenwart, erkannte, dass seine natürlichen Feinde ausnahmsweise einmal am richtigen Platz waren, im Staub vor ihm. Also blieb er gelassen stehen und reagierte auch nicht auf das Gejohle und die Flut von Beschimpfungen seiner jungen Freunde, die sich von der Empore aus über ihn ergoss. Selten waren Zeit und Raum und dieser unselige Name in einem so günstigen Augenblick aufeinandergetroffen. Nur wenige Witze waren lustig, keiner besonders originell, doch sorgten sie für Erheiterung, und es herrschte ein Heidenlärm.

»Warum bellt dein Mann sie nicht an?«, fragte besorgt Mrs. Morland, da der Rektor dem Tumult regungslos zuschaute und keine Anstalten machte, ihn zu bändigen.

»Nur Geduld«, sagte die Frau des Rektors. »Wie ich sehe, lutscht er gerade eine Halspastille. Sobald er sie heruntergeschluckt hat, wird er die Meute niederbrüllen. Und ganz nebenbei«, fügte sie, abschätzig das Gedränge der Lehrer auf dem Boden verfolgend, hinzu, »warum bloß verlieben sich in den Romanen die Frauen von Rektoren immer gern in einen Hilfslehrer, von mir aus auch umgekehrt, die Hilfslehrer in die Frau des Rektors? Wenn man sich unsere so ansieht!«

»Welch ein Trubel, welch ein Regen«, murmelte Mrs. Morland. Gewiss fand sich, angefangen von M. Dubois, dem Französischlehrer, der schon so lange an der Schule unterrichtete, dass die Jungen ihn eher aus Tradition denn Überzeugung verachteten, bis hin zu Mr. Ferris, dem jüngsten Neuzugang im Kollegium, den die Frau des Rektors beständig für einen älteren, in den Ferien in die Höhe geschossenen Schüler hielt, kein Gesicht in dieser Ansammlung von ausgezeichneten, hochgebildeten (oder auch nur sportlichen), fleißigen, pflichtbewussten Männern, dessen Anblick bei einer Frau ein Flattern in der Brust ausgelöst hätte.

»Trotzdem sind die meisten verheiratet«, fuhr die Frau des Rektors fort, »und die Unverheirateten sind verlobt. Scheint ein Naturgesetz zu sein. Wenn die Natur wenigstens ihrer vornehmsten Aufgabe nachkäme, natürliche Auslese. Die Lehrer, sich selbst überlassen, betreiben sie nämlich nicht. Was für Lehrerergattinnen ich zum Tee bei mir ertragen muss – ich kann dir sagen ...«

In diesem Moment schluckte der Rektor die Halspastille hinunter und sagte mit der Stimme eines von Seelöwen ausgebildeten Feldwebels knapp: »Ruhe!«

Stille. Umgehend.

»Hat Bill nicht schön gebellt?«, sagte seine stolze Frau zu Mrs. Morland. »Hör zu, Laura. Warte, bis diese schrecklichen Eltern gegangen sind, und komm danach zum Tee. Bring Tony mit, wenn du möchtest.«

»Also gut, Amy. Aber ich kann nicht lange bleiben. Ich fahre nachher raus zum Cottage.«

Die Zeremonie verlief ohne weitere Malheurs, und da-

nach strömten Schüler und Eltern aus der Aula. Laura wartete am Eingang, um ihren Sohn, den sie in seinem Hemd mit dem hässlichen Eton-Kragen kaum wiedererkannte, in Empfang zu nehmen. Vor Schulantritt hatte sie die Frau des Direktors, eine alte Freundin, angerufen und gefragt, ob die reguläre Eton-Uniform, die sie Tony nie im Leben zwingen würde, zu Hause zu tragen, wirklich Pflicht an den Sonntagen sei. Amy hatte sich nach Tonys Statur erkundigt, und nachdem sie erfahren hatte, dass er ein kräftiger, untergesetzter kleiner Junge war, geantwortet: »Selbstverständlich nicht. Er sähe grässlich aus in der Eton-Uniform. Kauf ihm am besten einen blauen Serge-Anzug.« Der Eton-Kragen war daher das einzig notwendige Zugeständnis an den guten Ruf der Schule, was beweist, was für eine anständige Frau Amy Birkett war. Doch da kleine Jungen alle gleich aussehen, mit Haarwirbeln, die am Hinterkopf ansetzen, Pausbäckchen und Nacken, die sich noch den kindlichen Charme bewahrt haben, war es gar nicht so einfach, Tony auszumachen, schon weil die ganze Schülerschaft auf Grund der widernatürlichen, wegen der Abschlussfeier aufgezwungenen Sauberkeit wie auf einen gemeinsamen Nenner reduziert schien. Schließlich gab sich ein Zupfen an ihrem Ärmel als Tony zu erkennen.

»Hast du das Geschrei gehört, das die Jungen gemacht haben, als Donkey seine Bücher fallen gelassen hat? Hast du mich gehört, Mutter? Ich habe gerufen:

Donki, Esel, Marsch
Der Klassenarsch

Hast du das gehört, Mutter?»

Laura fragte sich, wie schon zuvor bei ihren drei älteren Söhnen, warum sich ihre Sprösslinge bei jedem Wiedersehen mit ihrer Mutter durch ihren Egoismus, ihre Arroganz und Selbstgefälligkeit alle spontane Zuneigung geradezu zwanghaft verscherzten. Doch fügte sie sich in das Unvermeidliche: Ja, sie habe es gehört, und er möge seine Sachen packen und zum Tee ins Arbeitszimmer von Mr. Birkett kommen.

»Tee mit Mrs. Birky? Bitte nicht, Mutter! Die hat doch nur wieder was an meinen ungekämmten Haaren auszusetzen. Immer das Theater, wenn man mal nicht sauber ist.«

Laura, die sich erneut fragte, warum die eigenen, wohlgeratenen und wohlgenährten Kinder einen so unrühmlichen Hang zum Gewöhnlichen in sich verspürten, wiederholte ihren Befehl. Tonys weiches Gesicht verzog sich zu einem Schmollen, hellte sich aber sogleich wieder auf, als er Master Wesendonck, umringt von seiner ihn anhimmelnden Mutter und seinen Schwestern, erblickte. Er schlenderte an der kleinen Gruppe vorbei, tat geistesabwesend, wiederholte mit lauter Stimme seinen berüchtigten Zweizeiler:

Donki, Esel, Marsch
Der Klassenarsch

und wurde mit einer freundschaftlichen Attacke durch das Opfer der Beleidigung belohnt. Die beiden Jungen, ein Knäuel aus Armen und Beinen, verschwanden in den Unterkünften der Internatsschüler. Laura, mit ihrem schlechten Gewissen gegenüber der Familie Wesendonck,

schlüpfte in das zum Tearoom umfunktionierte große Klassenzimmer, wo das gemeine Elternvolk abgespeist wurde. Vor der Tür hatte der School Sergeant, ein mächtiger sanftmütiger Hüne, Posten bezogen, damit die Schüler ihren Eltern nicht das Teegebäck stahlen.

»Guten Abend, Sergeant«, begrüßte Laura ihn. »Wie macht sich Tony?«

»Ganz gut, Mrs. Morland. Ich würde sagen, fast so gut wie der junge Dave seinerzeit. Redet nur wie ein Wasserfall. Seltsam, seine älteren Brüder waren eher schweigsam; Tony dagegen ist nicht auf den Mund gefallen. Trotzdem, er entwickelt sich ganz gut. Sie kommen doch zu unserem Boxkampf nächstes Schuljahr, oder, Mrs. Morland?«

Ohne ihre Antwort abzuwarten, stürzte er in den Tearoom und führte zwei Jungen am Schlafittchen hinaus.

»Mir egal, ob deine Mutter da drin ist oder nicht«, sagte er streng. »Befehl ist Befehl. Ihr habt nichts im Tearoom verloren. Macht, dass ihr wegkommt.«

Wie Apollyon, der Engel des Abgrunds, versperrte er den beiden Jungen den Zugang und ließ nur Laura passieren.

Laura schlenderte durch den Raum, konnte Amy aber nirgendwo entdecken, stattdessen trat ihr großer Freund Edward an sie heran. Edward hatte sich mit sechzehn freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet, »um Gesellschaft zu haben«, und nach dem Krieg seine ideale Beschäftigung als Faktotum und Menschenfreund der Schule gefunden, wo die Gesellschaft, die er so liebte, sich fortwährend erneuerte. Er konnte Schuhe putzen wie ein Offiziersbur-sche und sie flicken wie ein echter Schuster; Messer reini-

gen und schärfen; die Mützen, Schlittschuhe, Spielschläger und Kameras der Jungen reparieren; Haare schneiden; jedes populäre Lied singen, das jemals komponiert worden war; das Radio des Rektors wieder instand setzen und Autofahren. Als das gesamte Küchenpersonal mit Grippe darniederlag, war es Edward, der zwei Tage lang die Stellung hielt und in der Waschschüssel Suppenfleisch mit Klößen kochte. Als die Krankenstube während der Epidemie überquoll, war es Edward, der als Nachtschwester in dem hastig eingerichteten Notlazarett Dienst tat und die Rekonvaleszenten mit höchst unangemessenen Liedern aus Flandern in den Schlaf sang. Als einmal das örtliche Kraftwerk versagte und das Licht in der gesamten Schule ausfiel, die Birketts gerade außer Haus waren und Johnson und Butters auf einem Korridor, wo sie nichts verloren hatten, zusammenstießen, Johnson eine blutige Lippe und Butters eine aufgeplatzte Augenbraue davontrug, war es Edward, der so geistesgegenwärtig war, die beiden im Auto eines Lehrers zum Arzt zu kutschieren und so geschwind mit ihnen zurückkehrte, dass es niemandem auffiel. Sogar war es Sitte geworden, dass in Krisenzeiten Edward in Mrs. Birketts Haushalt die Rolle des Kindermädchens übernahm und ihre beiden jüngsten Töchter in einem Kinderwagen spazieren fuhr. Das jedoch wurde als zu weit gehend erachtet und von der Schule missbilligt. Man wollte Edward in keiner Weise mit den beiden großen, unbeholfenen Mädchen, Rose und Geraldine, in Verbindung bringen. Jedenfalls war die junge Oberschicht Englands dieser Meinung.

»Falls Sie Mrs. Birkett suchen, Madam«, sagte der allgegenwärtige Edward, »die ist schon ins Haus gegangen und

hofft, dass Sie nachkommen. Sie sagte, sie könne keine Eltern mehr um sich herum ertragen, unter gar keinen Umständen, wenn Sie verstehen ...«

Laura dankte und bahnte sich einen Weg durch die Elternschar zum Haus des Rektors, wo sie Amy im Arbeitszimmer vorfand.

»Bills Stimme hat sich nun endgültig verabschiedet. Er ist so erschöpft, dass ich ihn zu Bett geschickt habe«, sagte Amy. »Ich vermute, da ist eine Grippe im Anzug. Nimm Platz, Laura. Erzähl mir von deiner Familie. Gefällt es Gerald in China?«

»Dick ist in China – jedenfalls in dem Marineverband China Station, was immer das bedeutet. Ja, es sagt ihm zu, besonders der Dienst an Bord.«

»Ach so, dann war es Burma, wo Gerald jetzt ist. Wie kommt er zurecht?«

»Nein, in Burma ist John, und er kommt ganz gut zurecht. Er hofft, Weihnachten wieder hier zu sein. Gerald ist der Forscher. Er hat einen gut dotierten Job bei irgendwelchen Amerikanern in Mexiko. Er sagt, es mache ihm großen Spaß. Hört sich aber furchtbar an.«

»Entschuldige, Laura, dass ich deine Kinder verwechsle. Es ist aber auch verzwickt bei vier Jungen. Gerade habe ich mich an einen der kleinen Morlands gewöhnt, da verlässt er uns, und sein jüngerer Bruder rückt nach. Dann wird er der große Bruder, und es kommt ein neuer kleiner. Da muss man ja durcheinanderkommen. Aber ich bin froh, dass alle wohlauf sind. Es geht doch jetzt leichter, oder?«

»Wenn du das Geldliche meinst, dann ja. Gerald und John stehen auf eigenen Füßen, Dick beinahe. Sie kosten

mich also nichts, Geschenke ausgenommen und wenn sie an den Feiertagen oder in den Ferien nach Hause kommen. Bei mir ist jetzt nur noch Tony.«

»Aber der bekommt ein Stipendium, so wie Gerald.«

»Tony ist resistent gegen jede Form von Bildung. Wahrscheinlich wird er Schweinezüchter.«

»Auch nicht schlecht. Dann kannst du dich von Schinken ernähren und brauchst nicht so hart zu arbeiten. Bist du unentwegt am Schreiben?«

»Meistens. Aber jetzt ist alles viel einfacher als vorher, als noch drei in der Schule waren und Tony zu Hause. Ich kann sogar etwas für das Alter beiseitelegen.«

»Herein«, rief Amy auf das Klopfen an der Tür hin. Es war Tony, der sich anscheinend bei der Brillantine eines Mitschülers bedient hatte. Sein Haar, unregelmäßig in der Mitte gescheitelt, glänzte und klebte an den Schläfen, und er brachte ein starkes Odeur nach künstlichem Honig und Blumen ins Zimmer.

»Du Schmutzfink!«, rief Amy. »Was hast du wieder angestellt? Komm her, trink deinen Tee.«

Tony schien einigermaßen vertraut mit der Frau des Rektors, denn er zeigte keine Gemütsregung und setzte sich. »Es ist nur das Haarwasser von dem kleinen Johnson, Mrs. Birkett. Zwei Jungen haben es mir über den Kopf geschüttet, ich habe es aber wieder ausgebürstet. Haben Sie den Krach gehört, als Wesendonck seine Bücher fallen gelassen hat? Ich habe mich heiser geschrien.«

»Gehört?«, sagte Amy. »Mr. Birkett sind die Trommelfelle geplatzt. Er musste ins Bett.«

Tony erschrak.

»Wenn wir nicht beim Tee säßen und heute letzter Schultag wäre und nächste Woche Weihnachten«, sagte Laura, »würde ich dich umbringen, Tony. Jetzt sieh dir deinen Anzug an!«

Tatsächlich waren Anzeichen dieser unsanften Haarwasserdusche durch die beiden nicht näher bezeichneten Mitschüler an Tonys Kragen sowie an Jackett und Weste erkennbar.

»Ach, ist nicht so schlimm«, sagte Tony. »Den Rest haben wir mit Swift-Hetheringtons Turnhose vom Boden aufgewischt. Dann ist die Hausmutter gekommen und hat einen Aufstand gemacht.«

»Gott sei Dank bist du gerade am Gehen«, sagte die Frau des Direktors.

»Du besuchst uns doch über die Feiertage mal, nicht Amy?«, sagte Laura, als sie sich zum Abschied küssten.

»Sehr gerne. Bill fährt mit den beiden Mädchen für zwei Wochen in die Schweiz. Ich gebe dir Bescheid, wann genau, und würde mich dann für ein, zwei Tage einquartieren.«

»Richte Bill meinen Gruß aus. Ich hoffe, er erholt sich schnell.«

»Ach, der kommt schon wieder auf die Beine. Es ist einfach nur die Erschöpfung am Ende des Schuljahrs. Und der Ärger mit der blöden Sekretärin. Wir hatten im Sommer eine sehr tüchtige Frau gefunden, aber am Anfang des Schuljahrs ist sie durchgedreht oder verrückt geworden, was weiß ich, jedenfalls mussten wir sie auswechseln. Das bedeutete natürlich eine Menge Arbeit.«

»So ein Pech«, sagte Laura.

»Auf Wiedersehen, Tony, und schöne Ferien.«

»Auf Wiedersehen, Mrs. Birkett, und danke für die Einladung zum Tee«, sagte Tony und sah dabei so engelhaft aus, dass sich seine Mutter auf sein abstoßendes Haar und den Anzug konzentrieren musste, um ihn nicht auf der Stelle stürmisch zu umarmen.

Laura und Tony stiegen ins Auto und begaben sich auf die etwa halbstündige Heimfahrt.

»Nun, mein Schatz, ich freue mich sehr, dich wiederzusehen«, sagte Laura, während sie die Straße entlangjagten.

»Ich weiß«, erwiderte Tony knapp. »Sag mal, Mutter, wie alt bist du eigentlich?«

»Eigentlich fünfundvierzig, aber das sieht man mir meist nicht an.«

»Das macht nichts.« Tony klang so erleichtert, dass Laura nach dem Grund fragte.

»Swift-Hetherington hat gesagt, er weiß, wie alt seine Mutter sei, und er hat gewettet, ich wüsste das von meiner Mutter nicht. Ich habe dann mit ihm gewettet, meine Mutter sei älter als seine. Ich habe recht behalten.«

»Was hast du jetzt gewonnen?«, fragte Laura amüsiert.

»Gar nichts, Mutter. Ich habe nur gegen ihn gewettet.«

»Ach so.«

Das Laster des Glücksspiels zerstörte Tonys Leben also nicht, trotz seiner irreführenden Ausdrucksweise.

»Ach, Mutter«, setzte Tony erneut an, »verbringen wir Weihnachten in der Wohnung, oder fahren wir zum Cottage?«

»Habe ich dir das nicht gesagt? Wir fahren zum Cottage.«

»Ach so. Ich habe nämlich meine Eisenbahn in der Woh-

nung gelassen, und ich hatte fest vorgehabt, in den Ferien damit zu spielen. Das geht jetzt nicht.«

Er versank in Trübsinn.

»Das habe ich nicht vergessen, Tony. Ich habe die Eisenbahn mitgebracht. Sie liegt hinten im Auto.«

»Danke, Mutter, aber das nützt mir wenig. Ich kann nicht damit spielen, ohne neue Rechtsweichen zum Rangieren. Und weil ich mein Sparbuch nicht dabei habe und den Eisenbahnkatalog, kann ich sie nicht kaufen. Deswegen. Es nützt alles nichts.«

»Der Katalog liegt im Eisenbahnkarton. Und dein Sparbuch habe ich freundlicherweise gleich mitgebracht.«

»Danke schön«, sagte Tony und träumte von hochkomplexen Schienennetzen.

Nachdem Laura im Herbst in der Stadt hart gearbeitet hatte, freute sie sich auf die Ferien im Cottage. Tony war erst wenige Monate alt gewesen, als ihr Mann starb, und das Geld äußerst knapp. In den vergangenen Jahren hatte sie sporadisch für Zeitschriften geschrieben, doch es reichte nicht, und das Problem des Geldverdienens stellte sich jetzt umso dringlicher. Nach reiflicher Überlegung war sie zu dem Schluss gekommen, dass das allgemeine englische Lesepublikum, jedenfalls der weibliche Teil, außer über Rennen, Mord und Sport auch gerne Bücher über das Thema Kleidung las. Mit viel Fleiß stellte sie Kontakte her, sah sich in Kaufhäusern um, traf sich mit befreundeten Schneiderinnen, die über enormes Wissen verfügten, unterhielt sich mit Bekannten, von denen sie wusste, dass sie inzwischen als Einkäuferinnen oder Schaufensterdekorateurinnen arbeiteten, setzte sich schließlich hin und – schrieb

Bestseller. Ihre Voraussicht erwies sich als weise, denn mittlerweile hatte sie sich eine große, treue Lesergemeinde erschrieben, die anscheinend nicht genug von den Mysterien des Groß- und Einzelhandels bekommen konnte. Einer ihrer Romane war sogar auf die Bühne gebracht worden, mit beachtlichem Erfolg. Zentraler Schauplatz war das Studio der berühmten Madame Koska, in das die Agentin eines konkurrierenden Modehauses als Korsettnäherin eingeschleust wird, um die Modelle der kommenden Saison auszuspionieren. Am Ende wird sie durch den hübschen Vertreter eines französischen Seidenherstellers enttarnt. In ihm erkennt sie ihren verflochtenen Liebhaber wieder, den sie vor einigen Jahren ausgeraubt und verlassen hat. Wie schließlich auch er sie wiedererkennt, wie es ihn zwischen Liebe und Pflicht schier zerreißt, wie die Ehre des Schneiderhandwerks sich durchsetzt, wie er sie an Madame Koska verrät, wie Madame ihr vergibt, wie die Mannequins eine halbe Stunde vor Madames Frühjahrsschau in den Streik treten, wie die »Agentin« den Laufsteg übernimmt und achtundvierzig Kleider mit so hinreißender Grazie vorführt, dass Madame Koska allein an diesem einen Nachmittag Order im Wert von fünftausend Pfund entgegennimmt – all das ist zu lang und zu unglaubwürdig, um es hier wiederzugeben. Zum Glück jedoch entsprach dieser Roman dem Zeitgeist, ebenso die folgenden. Laura hatte Gerald und John eine Ausbildung verschafft und Dick in der Navy untergebracht; jetzt gab es keine unmittelbaren Sorgen mehr, nur noch ihren etwas unergründlichen Sohn Tony, um den sie sich kümmern musste. Sie war einigermaßen zufrieden und nahm sich selbst nie zu ernst, nur für

ihre Bücher betrieb sie einigen Aufwand. Rückblickend hätte sie sich vielleicht darüber gewundert, wie viel sie in den zehn Jahren geschafft hatte und was sie sich leisten konnte: eine kleine Wohnung in London, ein Haus auf dem Land, einen Mittelklassewagen. Einzig für die Tatsache, dass sie über eine Sekretärin verfügte, bewunderte sie sich gelegentlich selbst. Keine Vollzeit-Schreibkraft, denn Miss Todd wohnte im Ort bei ihrer Mutter und kam nur vormittags zu Laura, aber immerhin, eine Sekretärin.

Sie war dazu genötigt worden, als man sie einige Jahre zuvor zu ihrem großen Schreck gefragt hatte, ob sie für eine amerikanische Zeitung Artikel über Damenmode schreiben wolle. Das Angebot war zu lukrativ, um es auszuschlagen. Bislang hatten sich ihre Vorstellungen von modischer Kleidung auf Schnäppchen im Schlussverkauf beschränkt, jetzt beschaffte sie sich in exklusiven Geschäften die nötige Information und vergrub sich damit in ihrem Cottage, um sie aufzuarbeiten. Hier fand sie eines Morgens ihre Freundin Miss Todd in Tränen aufgelöst vor. Miss Todd setzte sich, nahm den Hut ab und fragte, was passiert sei, worauf Laura zwischen Schluchzen und Schniefen hervorstieß: »Ich schaffe es nicht. Ich schaffe es einfach nicht.« Da sei zum einen die Serie über ein Mannequin zu Ende zu bringen, das ausschließlich in original britischer Kunstseide Modell stehe und deswegen ein Mitglied des Kabinetts ehelichte; zum anderen die zweite Serie, »Geschichten aus Madame Koskas Showroom«, abzuschließen; schließlich müsse sie unbedingt Geld beschaffen, um Gerald ein weiteres Jahr in Oxford zu ermöglichen, das zum gewünschten Stipendium und letztlich zu einer Arbeit in der Forschung

führen sollte; doch wie, wie um Himmels willen, sollte sie das alles schaffen? Sie weinte bitterlich, ihr Haar löste sich auf, während Miss Todd ihr aufmerksam zuhörte.

»Hören Sie auf zu weinen, Mrs. Morland«, sagte Miss Todd. »Ich verrate Ihnen etwas. Was, glauben Sie, liebe ich am meisten auf der Welt?«

Überrumpelt von diesem seltsamen Versuch zu trösten, hörte Laura tatsächlich auf zu weinen, strich sich das Haar aus dem verquollenen Gesicht, überlegte kurz und antwortete: »Ihre Mutter.«

»Nein«, sagte Miss Todd. »Kleider.«

Laura richtete sich auf, die quälenden Sorgen wie weggeblasen. Höchst interessant: Für eine Frau, die gutes Geld mit dem Schreiben über Kleidung verdiente, wusste sie nur das Allernötigste über Mode. Miss Todd dagegen... Sie starrte sie an. Miss Todd, mindestens vierzig, gerühmt für ihre Hingabe an eine kränkelnde und verarmte Mutter, im Besitz nur eines einzigen Tweed-Kostüms und eines schwarzen Abendkleids, nie aus High Rising (wie sich das Dörfchen passenderweise nannte) herausgekommen, außer um mit ihrer Mutter für zwei Wochen nach Bournemouth zu fahren, Miss Todd, die... Je länger Laura Miss Todd anstarrte, desto deutlicher fielen ihr einige ihrer besseren, lange übersehenen, durch diesen Ausbruch jedoch Aufmerksamkeit verlangenden Eigenschaften ins Auge, ein Auge, welches darauf trainiert war, die Person anderer wahrzunehmen, die eigene dagegen missachtete. Miss Todd hat keine schlechte Figur, keine rauen Hände, ihre Füße in den abgetragenen alten Brogues sind wohlgeformt, und wenn sie sich ihr Haar nicht selbst schneiden würde,

sähe es wirklich sehr hübsch aus, dachte Laura neidisch. Kein unattraktives Geschöpf, diese Miss Todd, wenn man mal in die Verlegenheit kommt, sie näher zu betrachten.

Unter dem prüfenden Blick schien Miss Todd eine Erklärung offenbar für nötig zu erachten.

»Nicht, dass ich meine Mutter nicht liebe«, sagte sie ruhig. »Ich liebe sie sehr. Aber sie ist ein bisschen schrullig, und sie hat es am Herzen, deshalb nützt es wenig, sich allein auf sie zu kaprizieren.«

Erneut musste Laura ihre Vorstellungen korrigieren. Jeder wusste, dass Mrs. Todd leicht verrückt war. Als sie sich noch alleine versorgen konnte, hatte sie die Gewohnheit angenommen, massenhaft Lebensmittel, Fleisch und Schuhe in dem örtlichen Gemischtwarenladen zu bestellen. Miss Todd sah sich genötigt, dies dem Geschäftsinhaber Mr. Read zu erklären, der pflichtbewusst auf die alte Dame eingegangen war und ihre Bestellungen mit Respekt entgegengenommen hatte. Laura ahnte wohl, dass Mrs. Todd seit einigen Monaten ans Haus gefesselt war, doch es war ihr nicht klar gewesen, dass Miss Todd während dieser Zeit klaglos ihre gestörte Mutter gepflegt hatte, die obendrein Herzbeschwerden plagten. Miss Todd stieg noch einmal deutlich in ihrer Achtung.

»Anne«, sagte sie, sich zerstreut mit einer Stricknadel durch das Haar fahrend, »Sie werden wohl recht haben. Sie sind eine treue Seele. Aber was hat das alles mit dem Thema Kleidung zu tun?«

Miss Todds Augen glühten vor heiligem Eifer. »Sie haben mein Leben gerettet, Mrs. Morland«, setzte sie eindringlich an. »Deswegen habe ich alle Ihre Bücher gelesen.

Die sogenannte gute Literatur ist mir schnuppe, aber wenn es um Kleidung geht, dann ist es, als hätte ich Opium genommen. Ich vergesse alles um mich herum, meine Mutter, den Tod, die Dividenden, und ich schwelge. Ich weiß, dass ich die teuren Kleider niemals tragen würde. Dazu bin ich nicht der Typ, selbst wenn ich sie mir leisten könnte. Aber sie bedeuten mir viel, und Ihre Bücher sind mir eine große Stütze, und deswegen habe ich mir gedacht ...«

Verlegen brach sie ab. Lauras Interesse war geweckt. Ihr Publikum stand vor ihr, in Gestalt von Anne Todd. Laura hatte nicht die Illusion, ihre Bücher wären hohe Literatur, das nicht, aber sie wusste, dass sie eine gewisse Klientel ansprachen, und hier war so eine Person, die sich von ihnen angesprochen fühlte. Laura heftete ihren Blick auf Miss Todd, die mit gespreizten Beinen dasaß, mit einwärts gerichteten Füßen, leuchtenden Augen, flammend roten Wangen. Was war los mit ihr?

»Deswegen habe ich mir gedacht«, setzte Miss Todd, die begriff, dass von Laura kein Entgegenkommen zu erwarten war, erneut an, »als ich Sie so weinen sah: Vielleicht könnte ich Ihnen helfen. So. Jetzt ist es raus! Meine Mutter braucht mich nicht den ganzen Tag. Morgens bleibt sie im Bett liegen, hört Radio, und Louisa hat ein Auge auf sie. Wenn ich zwischen Frühstück und Mittagessen herkommen und etwas für Sie abtippen oder Ihnen sonst wie helfen könnte ... Ich habe auch mal einen Sekretärinnenkurs besucht, bevor meine Mutter so schwierig wurde ... Oh, Mrs. Morland, bitte, sagen Sie ja.«

Luras Haar fiel schwungvoll herab. »Heben Sie die Haarnadeln für mich auf, Anne. Sie können jeden Tag kom-

men. Sie können diesen furchtbaren amerikanischen Kram für mich machen.«

Miss Todd, die auf allen vieren den Boden absuchte, reichte Laura die Haarnadeln. »Sie sind ein Engel, Mrs. Morland.«

»Glauben Sie denn«, nuschelte Laura, durch eine Handvoll langer Schildpatt-Haarnadeln zwischen den Lippen leicht behindert, »dass Sie das auch schaffen werden?«

»Selbstverständlich«, antwortete Miss Todd, stand auf und stülpte sich den Hut über den Kopf. »Geben Sie mir ruhig den ganzen Kram, Mrs. Morland. Sagen Sie mir, wie viel tausend Wörter Sie haben wollen, und übermorgen bringe ich Ihnen das fertige Manuskript.«

Wie hypnotisiert übergab Laura ihr einen Stapel Papiere und Skizzen, und Miss Todd verließ umgehend und großlos das Haus. Gut gelaunt, nur etwas verwirrt steckte Laura sich die letzte Nadel ins Haar und nahm es wieder mit Madame Koska auf, deren bester Schneider sich ihr, wenig glaubwürdig, als verarmter österreichischer Großfürst offenbarte. Wegen Madame Koskas schwierigem Dilemma, den großfürstlichen Entwurf für einen Anzug ablehnen zu müssen, es sich mit dem Mann jedoch nicht verscherzen zu wollen, sowie ihrer eigenen erfreulichen Begabung, weniger drängende Sorgen so lange aufzuschieben, bis man sich ihnen stellen musste, verschwendete sie keinen weiteren Gedanken an die amerikanischen Artikel, bis zwei Tage später Miss Todd mit einem Stapel maschinengeschriebener Seiten aufkreuzte.

»Da haben Sie es«, sagte Miss Todd. »Sie werden Gefallen daran finden.«

Laura las es sich durch, fand Gefallen daran und lud Miss Todd zum Lunch ein.

»Ich kann nicht so lange bleiben«, erwiderte Miss Todd. »Sie wissen, wir haben kein Telefon, und Mutter erwartet mich. Wenn es Ihnen gefällt, in Ordnung. Ich habe es gerne gemacht.«

»Aber ich muss Ihnen etwas dafür bezahlen, Anne. Ich bekomme bald...«

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken, Mrs. Morland«, sagte Miss Todd entschieden. »Darum geht es mir nicht. Sie haben das Material gesammelt, ich habe es nur zusammengestellt.«

»Aber, mein liebes Kind, dabei können wir es nicht beenden lassen. Setzen Sie sich. Seien Sie vernünftig.«

Nach heftigem Protest erklärte sich Miss Todd, unter Druck gesetzt, bereit, während Lauras Aufenthalt im Cottage jeden Morgen vorbeizukommen, in dieser Zeit einen Wochenlohn zu erhalten, während Lauras Abwesenheit jedes ihr zugeschickte Manuskript zu den üblichen Sätzen abzutippen und zehn Prozent auf alles andere zu berechnen, was sie auf Grundlage von Lauras Notizen eigenständig verfasste. Zu mehr vermochte Laura sie nicht zu überreden.

Nachdem sie diesen unerwarteten Schatz unter den Dorfbewohnern entdeckt hatte, gab es Versuche von einigen anderen Leuten, ihr Miss Todd abspenstig zu machen, doch diese ließ sich nicht bestechen. Selbst als der in dem gut anderthalb Kilometer entfernten Low Rising lebende, außerordentlich erfolgreiche Biograf George Knox ihr eine feste Anstellung als Sekretärin sowie ein Cottage auf sei-

nem Anwesen für sie und ihre Mutter in Aussicht stellte, ging sie darauf nicht ein.

»Wissen Sie, Mrs. Morland«, erklärte sie Laura, die mit ihr schimpfte, wie sie so ein großzügiges Angebot bloß habe ablehnen können, »Literatur interessiert mich nicht besonders. Aber das Thema Kleidung spricht mich an. Bei Mr. Knox geht es um Jahreszahlen. Um Philosophie und anderes hochgestochenes Zeug. Ich mag Mr. Knox, und ich mag auch das Mädchen, Sibyl, sie ist ein liebes Kind, aber mein Platz ist an Ihrer Seite, Mrs. Morland. Außerdem würde meine Mutter niemals umziehen. Bei dem schlimmen Herzen. Da weiß man nie. Unser Arzt, Dr. Ford, wohnt praktisch um die Ecke. Und bei uns kann Mutter nach draußen auf die Straße blicken, sie kann sehen, was vor sich geht. In Low Rising würde sie niemanden sehen. Wenn sie sterben würde, ich würde mir ewig... Sie kommen an erster Stelle, Mrs. Morland.«

Miss Todd wurde Lauras Sekretärin, die Stütze ihres Lebensabends, wie Laura sie nannte. Die alte Mrs. Todd wurde allmählich immer verrückter, ihr Herz bereitete zunehmend Sorgen, doch Miss Todd, die von Kleidern »lebte«, blieb gelassen, und falls sie gelegentlich eine Träne über den schlechten Gesundheitszustand ihrer Mutter vergoss, dann wusste nur Laura davon.

High Rising

Unterwegs nach High Rising befahl Laura die vage Vermutung, dass Tony eine Frage gestellt hatte. Ihr jüngster Sohn litt unter, wie sie es nannte, Wortausfluss, und nur Schlaf vermochte diesen Redezwang in Schach zu halten.

»Was meinst du, Mutter?«

»Wozu, mein Schatz?«

»Habe ich doch gerade erklärt, Mutter!«

»Entschuldige, Tony. Ich musste mich aufs Fahren konzentrieren und habe wohl nicht richtig zugehört. Sag es noch mal.«

»Also: Die Great-Western-Modelleisenbahn kostet siebzehn Schilling, aber es gibt eine viel bessere von der London, Midland and Scottish Railway für fünfundzwanzig Schilling. Was meinst du?«

»Ich schlage vor, du kaufst die Great Western, wenn sie nur siebzehn Schilling kostet und die andere fünfundzwanzig.«

»Ja, Mutter, aber versteh doch. Die Great-Western-Lok kann nur einen Kohletender und einen Waggon ziehen. Die L.M.S. schafft mit Leichtigkeit drei Waggons.«

»Warum dann nicht die L.M.S.?«

»Würde ich ja gerne, Mutter, aber dann hätte ich eine

L.M.S.-Lok und Great-Western-Waggons. Alle meine Waggons sind von Great Western. Weißt du das nicht?«

»Entschuldige, Tony. Das hatte ich vergessen.«

»Nachdem ich so oft darüber gesprochen habe, dachte ich, du wüsstest das. Also, was meinst du, Mutter?«

Laura unterdrückte den dringenden Wunsch, ihn zu erwürgen. »Schau mal, Tony, da ist schon Mr. Reids Geschäft. In einer Minute sind wir zu Hause.«

»Was meinst du denn nun, Mutter? Eine Great Western, die zu den Waggons passt, oder doch lieber die L.M.S.?«

»Wir gucken uns morgen die ganze Modelleisenbahn an, Tony«, beschwichtigte Laura ihn. »Dann sage ich es dir ... So, da wären wir.«

Sie bogen in die kurze Einfahrt zum Cottage, die Haustür stand offen, Licht strömte heraus. Eine beleibte Frau in grauem Baumwollkleid und tischdeckengroßer Karoschürze trat zur Begrüßung nach draußen.

»Da wären wir, Stoker«, sagte Laura. »Ist alles gut?«

»Alles bestens.«

»Sie und Tony packen die Sachen aus, und ich bringe das Auto in die Garage. Ist das Tor auf?«

»Ja. Und das Abendessen ist fertig. Ich habe für Sie und Master Tony zusammen gedeckt, da Sie allein gekommen sind. Komm, Master Tony, hilf mir mit dem Koffer.«

Tony hatte jedoch bereits den Karton mit der Modelleisenbahn an sich genommen und war damit im Haus verschwunden.

»Verheben Sie sich nicht, Stoker«, sagte Laura, als sich ihre Haushälterin daranmachte, Tonys Koffer ins Haus zu wuchten.

»Mich verheben?« sagte Stoker vorwurfsvoll. »Ich werd schon nicht gleich platzen. Das gäbe einen schönen Knall.«

Da Stoker fest entschlossen schien, es alleine zu versuchen, setzte Laura den Wagen in die Garage. Zurück im Haus, musste sie feststellen, dass Tony Mantel und Mütze auf das Sofa gepfeffert und seine Eisenbahn im Salon bereits ausgepackt hatte. Er war gerade im Begriff, einen Schienenstrang auf dem Boden auszulegen.

»Nein, Tony«, sagte seine Mutter streng. »Pack deine Sachen wieder in den Karton, und bring sie nach oben. Du weißt, dass du ein eigenes Spielzimmer hast. Ich will deinen ganzen Krempel *nicht* hier im Salon haben. Und nimm deine Kleidung vom Sofa, und geh und wasch dir die Hände vor dem Abendessen. Sofort.«

»Aber Mutter, du wolltest doch die Eisenbahn sehen, wegen der Loks, um zu entscheiden.«

»Ich will die Eisenbahn nicht sehen, weder jetzt noch überhaupt«, sagte Laura, vor Erschöpfung gereizt. »Jedenfalls nicht mehr heute Abend, und schon gar nicht im Salon. Pack sie wieder ein. Auf der Stelle!«

Widerwillig, mit einem herrlichen rosafarbenen, trotzi- gen Gesicht, verstaute Tony Eisenbahn und Schienen wieder in den Karton, legte Mantel und Mütze obendrauf und schwankte, über die Tyrannei schimpfend, der er ausgesetzt war, aus dem Raum.

»Nein, nicht in die Halle. Nach oben«, rief seine Mutter ihm hinterher.

Tony erschien noch mal in der Tür.

»Hast du nicht gesagt, ich soll meinen Mantel und meine Mütze an der Garderobe aufhängen?«, fragte er matt.

Laura warf ihrerseits Mantel und Hut auf einen Sessel und setzte sich. Tony-Schatz. Wie schrecklich, wenn man nur eins im Kopf hatte. Die älteren Brüder behaupteten, sie würde ihn verwöhnen. Es sei nicht so, rechtfertigte sie sich ihnen gegenüber, dass sie Tony seinen Willen ließ, vielmehr besäße sie, nachdem sie drei von der Sorte großgezogen habe, keine Kraft mehr, sich gegen den vierten durchzusetzen. Ein Vierteljahrhundert gegen junge starke Geschöpfe anzukämpfen, die einen natürlichen Hang zu Dreck, Unordnung und Achtlosigkeit haben, immun gegen Lärm sind, lautes, läppisches Geplänkel und Beschimpfungen als eine höfliche Form von Unterhaltung betrachten, blind gegenüber jeder Konvention und jedem Komfort, außer dem eigenen – da erlahmen irgendwann die Widerstandskräfte. Tony war nicht anstrengender als Gerald seinerzeit – oh, diese Erstgeborenen, wie gnadenlos sie die mütterliche Unkenntnis über ihre Spezies ausnutzen – oder John oder Dick, nein: Sie war älter geworden und konnte schlechter mit seiner Selbstgefälligkeit umgehen. Früher als seine Brüder hatte sie ihn in die Schule gesteckt, zum einen, damit er nicht als Einzelkind unter einem Frauenregime aufwuchs, zum anderen, wie sie kundtat, um seinen Willen zu brechen. Naiverweise hatte sie gehofft, nach ein, zwei Schuljahren hätte er seinen eigenen Stand gefunden, zurechtgestaucht von seinen undankbaren Altersgenossen. Aber im Gegenteil: Er kehrte noch schwatzhafter, noch ichbezogener als zuvor aus der Schule zurück. Warum seine Schulkameraden ihn nicht längst gemeuchelt hatten, vermochte seine altersschwache Mutter nicht nachzuvollziehen. Jüngste Söhne schienen eine innere Stärke zu be-

sitzen, die sie resistent gegen alle äußeren Anfeindungen machte. Wurde sein Redefluss mal gebremst, nutzte er die Zeit lediglich zum Atemholen, wartete auf eine Lücke und fing von Neuem an. Laura konnte nur hoffen, dass diese Zielstrebigkeit ihm in seinem weiteren Leben von Nutzen sein würde. Entweder so, oder er würde alle seine Freunde verprellen.

Von der Treppe kam ein Geräusch, als würde unerwartet ein Besen durch den Nachbarkamin kehren, und ihr hassenswerter, hinreißender Sohn platzte ins Zimmer.

»Essen ist fertig, Mutter. Die alte Stokes klingelt gleich.«

»Hast du dich gewaschen, Tony? Warum hast du die Schuhe nicht gewechselt?«

»Das ging nicht, Mutter. Die anderen Schuhe sind noch im Koffer.«

»Oben stehen Pantoffeln. Zieh sie an. Zeig mir deine Hände.«

Unwirsch streckte er ihr zwei schmutzig graue Pfoten entgegen, mit einem schwarzen Saum, unterbrochen von einigen wenigen helleren Farbstreifen.

»Wo hast du dich gewaschen, Tony?«

»Im Badezimmer.«

»Ja. Du hast die Hände zwei Sekunden unter laufendes Wasser gehalten, und dann den Schmutz mit einem sauberen Handtuch abgewischt. Marsch, ab nach oben. Und lass Wasser ins Becken ein.« Während ihr Sohn trotzig schweigend den Raum verließ, rief sie ihm weitere Ermahnungen hinterher: »Ärmel hochkrepeln. Nimm die Nagelbürste. Und wenn du die Hände gewaschen hast, spül sie richtig ab. Und dann reinige deine Fingernägel, in meinem

Zimmer, falls du dich nicht dazu bequemen kannst, deine Kulturtasche auszupacken. Und vergiss nicht, die Schuhe zu wechseln!«, Letzteres beinahe aus vollem Hals. Sodann folgte sie ihm mit großer und begründeter Skepsis nach oben, schaute ihm über die Schulter, während er missmutig seine Toilette fortsetzte, zeigte keinerlei Mitleid, als er sich stöhnend über die Knoten in seinen Schnürsenkeln beugte, die, wie sie herzlos hervorhob, nur er höchstpersönlich hineingebunden haben konnte. Das Resultat war so sauber, so rosa, so bezaubernd, dass sie Tony einfach knuddeln musste, was er mit ausgesuchter Anmut über sich ergehen ließ, die Arme um ihren Hals geschlungen, die Zehenspitzen vom Boden abgehoben.

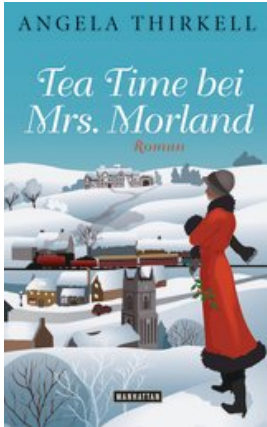
»Gnade! Gnade! Du erwürgst mich!«, schrie sie.

Tony drückte seine feste, rosa Wange gegen ihre und ließ sich herab.

»Kommen Sie, Mrs. M«, sagte er und ging ihr voraus, die Treppe hinunter, »die alte Stoker erwartet uns zum Abendessen.«

Stoker stand mit verschränkten Armen vor dem Kaminfeuer im Speisezimmer. Laura wünschte, ihre Haushälterin würde sich nicht immer verpflichtet fühlen, sie bei Tisch zu bedienen, die kräftigen Arme dabei nackt bis zu den Ellbogen, doch in Fragen der Kleiderordnung und auch sonst ließ sie sich nichts vorschreiben. Sie war kurz nach der Geburt des ältesten Sohnes, Gerald, in Lauras Dienste getreten, mit einem eher mäßigen Zeugnis ihres früheren Dienstherrn und lediglich ihrer Aura der Gutherzigkeit als Empfehlung. Hierauf stellte Laura sie ein und hatte es nie bereut. Stoker war eine ausgezeichnete Köchin, erge-

bene Sklavin der Morland-Knaben und absolut vertrauenswürdig. Manieren besaß sie keine, und von den hausfraulichen Fähigkeiten ihrer Herrin hielt sie nichts. Laura hatte längst jeden Versuch, sie zu kontrollieren, aufgegeben, oder sich in die Kleinkriege, die anfangs zwischen ihr und dem jeweiligen Zimmermädchen tobten, einzumischen. Nach jeder besonders heftigen Schlacht pflegte sie zu kündigen, was Laura jedes Mal mit dem Satz akzeptierte: »Na gut, Stoker, aber das ist dumm von Ihnen!« Nach zwei Tagen grässlichen Schmollens wurde die Kündigung regelmäßig zurückgezogen, und alles lief so weiter wie bisher. Als die beiden älteren Söhne in der Schule waren, entschied Stoker, dass jede weitere Haushaltshilfe nur unnötige Kosten verursachte. Von da an herrschte sie uneingeschränkt vom Dachboden bis zum Keller. Für Lauras Ehemann, jenem untauglichen Gentleman, dem sie keine Träne nachweinte, hatte sie nur Verachtung übrig, was sich darin äußerte, dass sie von ihm zu Lebzeiten nur als »dem Vater der Jungen« sprach. Allerdings hielt es sie nicht davon ab, in Trauerkleidung auf seine Beerdigung zu gehen, was wiederum Laura in den Schatten stellte und ihr auf dem Heimweg einen hysterischen Anfall bescherte. Ob sie Miss oder Mrs. war, Laura hatte nie gewagt, sie danach zu fragen. Die Händler aus London, mit denen sie am Küchenfenster laut herumflachste, nannten sie Miss, bis zu jenem schicksalhaften Tag, an dem der Milchmann, wie sie Laura berichtete, sie einmal zu oft Miss nannte. Was sie damit meinte, auch das traute Laura sich nicht zu fragen, doch nach ihrem nächsten freien Sonntag erschien Stoker mit einem breiten vergoldeten Silberring am Mit-



Angela Thirkell

Tea Time bei Mrs. Morland

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 12,5 x 20,0 cm
ISBN: 978-3-442-54743-2

Manhattan

Erscheinungstermin: September 2014

Eine bezaubernde Liebeskomödie aus dem England der 30er Jahre, voller Herzenswärme und Humor!

England in den 1930er Jahren. Weihnachten steht vor der Tür, und die erfolgreiche Autorin Laura Morland verbringt die Feiertage gemeinsam mit ihrem jüngsten Sohn Tony in ihrem Cottage im pittoresken High Rising. Doch die verschneite Idylle wird empfindlich gestört, denn Lauras betuchter Nachbar und Freund, George Knox, hat eine neue Sekretärin, und diese wiederum hat höchst zweifelhafte Absichten – das erkennt Laura sofort. Not amused beschließt sie einzuschreiten. Kann die clevere und couragierte Lady ihren Freund tatsächlich aus den Fängen seiner Goldgräber-Sekretärin befreien – und am Ende mit ein bisschen Kuppelei auch noch Georges Tochter zu ihrer langersehnten Verlobung verhelfen?

 [Der Titel im Katalog](#)